

Grundschulen: "Duzen ist weniger anstrengend"

Wenn Grundschüler ihre Lehrer siezen, spricht das für eine höhere Leistungskultur. Ein Gespräch mit dem Germanisten Wolfgang Steinig.

Interview: [Martin Spiewak](#)

20. September 2017, 16:57 Uhr Editiert am 25. September 2017, 16:48 Uhr [45 Kommentare](#)

[Aus der ZEIT Nr. 39/2017](#)



Federmäppchen mit Buntstiften. Wer auf der Du-Ebene bleibt, kontrolliert sich weniger.

© Arno Burgi/dpa-Zentralbild/dpa

DIE ZEIT: Herr Steinig, in einer aufwendigen Studie haben Sie untersucht, ob Grundschüler ihre Lehrer duzen oder siezen. Das erscheint einem [nicht als das wichtigste Problem des deutschen Schulwesens](#). Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

Wolfgang Steinig: Ich habe in Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Bayern als Deutschdidaktiker zahlreiche Grundschulen besucht und den Unterricht beobachtet. Dabei ist mir aufgefallen, wie groß die Unterschiede in der Kommunikation zwischen Schülern und Lehrern sind, von Schule zu Schule, von Bundesland zu Bundesland. Das Spektrum reicht von einem freundschaftlichen Miteinander bis zu einem autoritär geprägten Umgang. Der Unterschied in der Anrede, also ob die Kinder ihre Lehrkraft duzen oder siezen, ist ein wichtiger sprachlicher Indikator für diese Unterschiede.

ZEIT: Liest man Ihr Buch, glaubt man, das Wesen der Schule ließe sich damit erklären, wie lange Grundschüler Lehrer duzen.

Steinig: Mit der Anrede allein lässt sich unser Schulwesen natürlich nicht erklären. Aber sie ist ein erstaunlich zuverlässiges sprachliches Signal dafür, wie Lehrer ihre eigene Rolle verstehen, welche Beziehung sie zu ihren Schülern haben und wie konsequent sie Leistungen einfordern, vor allem im Umgang mit der Schriftsprache.

ZEIT: Wie sind Sie vorgegangen?

[Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 39/2017. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen.](#)

Steinig: Wir haben knapp 600 Grundschulen angeschrieben, genauer gesagt die Schulleitungen von jeweils zwei Grundschulen aus jedem der 299 Bundestagswahlkreise. Dabei fragten wir nach dem Prozentsatz der Kinder, die die Lehrpersonen mit Du oder Sie anreden, jeweils von der ersten bis zur vierten Klasse, sowie nach Gründen für die beiden Formen der Anrede. Schließlich ging es in der Befragung um den Stellenwert der Orthografie in den ersten beiden Schuljahren. Dabei zeigten sich zwei Schulkulturen, eine formelle und eine informelle.

ZEIT: Wie lassen sich diese charakterisieren?

Steinig: Die informelle Schulkultur orientiert sich stark an den Bedürfnissen der Kinder. Für formelle Kulturen stehen dagegen die Ansprüche der Gesellschaft an die nachwachsende Generation im Fokus. Diese Unterschiede haben wir anhand einer Analyse schulischer Websites ermitteln können. Sie sind eine Art Visitenkarte, auf der eine Schule ihr Selbstverständnis formuliert: Welche pädagogischen Ziele werden verfolgt, wie wird das Schulleben gestaltet, welche Unterrichtsmethoden werden angewandt?

ZEIT: Lassen Sie mich raten: In den Du-Schulen diagnostizieren Sie eine Kuschelpädagogik.

Wolfgang Steinig

hat Germanistik unter anderem in München und Siegen gelehrt. Sein Buch *Grundschulkulturen. Pädagogik – Didaktik – Politik* ist im Erich Schmidt Verlag erschienen.

Steinig: In der aufgeladenen schulpolitischen Debatte sollte man solche wertenden Begriffe vermeiden und die Daten für sich sprechen lassen. Wir haben festgestellt, dass an Schulen mit hohem Duz-Quoten Freude am Lernen einen hohen Stellenwert hat. Es fallen immer wieder Begriffe wie "kindgemäß" oder "kindgerecht". In Schulkulturen, in denen Kinder früher und häufiger ihre Lehrkräfte siezen, finden hingegen schulische Leistungen, die Erwartungen der weiterführenden Schulen sowie Höflichkeit und Respekt eine größere Beachtung. Etwas verkürzt könnte man sagen: Während in informellen Kulturen die Kinder im Mittelpunkt stehen, betonen die formellen die Rolle der Lehrkräfte.

ZEIT: Und da gibt es regionale Unterschiede?

Steinig: Ja, die regionalen Unterschiede sind erstaunlich groß: Während in der vierten Klasse im Norden und Westen das Du vorherrscht, dominiert im Süden und noch stärker im Osten das Sie. In Niedersachsen, Bremen und Hamburg liegt die Duz-Rate zwischen 70 und 90

Prozent, in Bayern und Baden-Württemberg liegt sie bei etwa 40 Prozent, in Sachsen fällt sie unter 16 Prozent, und in Sachsen-Anhalt tendiert sie gegen null.

ZEIT: Und was sagt uns das? Das Siezen ist doch nicht per se Ausdruck eines höheren Anspruchs.

Steinig: Nein, aber die Sie-Ebene erfordert ein formelleres, elaborierteres Sprachverhalten, wie es später in weiterführenden Schulen, aber auch in anderen gesellschaftlichen Situationen erwartet wird. Der Satzbau wird komplexer, die Wortwahl differenzierter, man orientiert sich stärker am schriftsprachlichen Ausdruck. Wer dagegen auf der Du-Ebene bleibt, spricht informeller und kontrolliert sich weniger. Das ist weniger anstrengend und für Kinder angenehmer. Denn sie können einfach weiter so sprechen, wie sie es aus der Familie, mit Freunden und aus dem Kindergarten gewohnt sind.

ZEIT: Wenn die Sie-Kommunikation Vorteile hat, müssten englischsprachige Kinder im Nachteil sein.

Steinig: Auch im Englischen gibt es sprachliche Mittel, um informelles von formellem Sprechen zu unterscheiden. Denken Sie an Höflichkeitsformeln wie Sir oder Madam. Zudem werden an Schulen im englischsprachigen Raum noch andere Respektsignale genutzt: Die Lehrkräfte kleiden sich häufig förmlicher, und die Schüler tragen Schuluniformen.

Es geht darum, die Kinder nicht zu überfordern

ZEIT: Wer duzt, verhält sich respektlos?

Steinig: Es geht um die Angemessenheit einer Äußerung für bestimmte Situationen. Wenn Kinder eingeschult werden, müssen die Lehrkräfte entscheiden, ob sie ihnen zumuten, auf die Sie-Ebene zu wechseln. Je früher und je konsequenter sie das einfordern, desto eher bereiten sie ihre Schüler auf ein Sprachverhalten außerhalb informeller Situationen vor, gerade in der Schriftlichkeit.

ZEIT: Sie sprechen damit den zweiten Teil Ihrer Studie an, die Bedeutung der Rechtschreibung.

Steinig: Wir haben gefragt, wie oft es beim Schreiben in der ersten und zweiten Klasse ausschließlich auf den Inhalt ankommt und die Rechtschreibung nicht beachtet werden muss. Und da zeigte sich, dass in informellen Schulkulturen nicht nur mehr geduzt wird, sondern auch die Rechtschreibung einen geringeren Stellenwert hat. Beim Reden wie beim Schreiben müssen soziale Regeln erlernt werden, deren Befolgung die Schule von den Kindern früher oder später erwartet: in formellen Schulkulturen eher früher, in informellen eher später.

ZEIT: Und auch da gibt es regionale Muster?

Steinig: Es ist ähnlich wie beim Anredeverhalten. Aber nicht nur das, es zeigen sich sogar parteipolitische Bezüge in den einzelnen Wahlkreisen. Informelle Schulkulturen, in denen die Rechtschreibung weniger wichtig ist, finden sich häufiger in Wahlkreisen, in denen die Grünen, die FDP, vor allem aber die SPD überproportional gut abschneidet. Formelle Schulkulturen fanden wir dagegen vor allem dort, wo die Linke stark ist. Schulen in CDU/CSU-dominierten Wahlkreisen liegen irgendwo in der Mitte. Und tatsächlich konnten wir in den Parteiprogrammen pädagogische Überzeugungen finden, wie sie auf den Websites

der Schulen veröffentlicht wurden. Es gibt also deutliche Bezüge zwischen der politischen Orientierung einer Region und der Schulkultur vor Ort.

ZEIT: Die Linke ist also die konservativste Partei?

Steinig: Hier spielt wohl das Erbe der DDR eine Rolle. Die Schulkultur dort war konservativer als im Westen. Man achtete stärker auf Rechtschreibung, kein Kind durfte seine Lehrkraft duzen.

ZEIT: Schätze ich Sie richtig ein, Herr Steinig, dass Sie im schulpolitischen Sinn ein Ost-Linker sind?

Steinig: Sicherlich nicht. Ein Wissenschaftler sollte nüchtern Daten analysieren. Und dabei zeigt sich eben, dass informelle Schulkulturen die Chancen für Kinder aus unteren sozialen Milieus eher mindern. Sprachliche Hürden abzubauen und die Standards, nicht nur in der Rechtschreibung, zu senken macht es Kindern aus bildungsfernen Schichten letztlich deutlich schwerer, sozial aufzusteigen. Die SPD, aber auch die Grünen sind einem Erleichterungscredo verpflichtet, das Chancengerechtigkeit beeinträchtigt.

ZEIT: Erleichterungscredo?

Steinig: Ob es das Anredeverhalten, die Rechtschreibung oder auch das Erlernen von Schreib- oder Druckschrift ist: Es geht darum, die Kinder nicht zu überfordern. Man kann aber beobachten, dass dieses Credo am Ende negative Auswirkungen auf die Leistungen aller hat. Denn auch hier zeigte sich in unseren Daten ein Zusammenhang. Je informeller es in einer Schulregion zugeht, desto schlechter sind die Ergebnisse bei den bekannten Leistungstests.

ZEIT: Wer seinen Lehrer siezt, lernt mehr?

Steinig: So direkt ist der Zusammenhang natürlich nicht. Aber wenn man sich anschaut, welche Bundesländer die informelle Schulkultur besonders pflegen und wo diese Länder etwa beim Leistungsvergleich stehen, die die Kultusminister alle drei Jahre durchführen lassen, dann ergeben sich statistisch relevante Zusammenhänge. NRW oder Bremen liegen am unteren Ende der Skala, Thüringen, Sachsen und Bayern sind Spitzenreiter.

ZEIT: Die Gesellschaft wird informeller. Gerade in qualifizierten Jobs kommt es nicht darauf an, starre Regeln zu befolgen, sondern kreativ und selbstständig komplexe Aufgaben zu lösen. Das sollten Kinder möglichst früh in der Schule lernen.

Steinig: Richtig, in bildungsnahen Elternhäusern werden Kinder in dieser Richtung erzogen. Deshalb kommen privilegierte Kinder meist gut mit informellen Schulen und offenem Unterricht zurecht. Stellen sich Defizite ein, etwa in der Rechtschreibung, springen die Eltern als Hilfslehrer ein. Kinder aus unteren sozialen Milieus, die keine Hilfe von ihren Eltern erwarten können und deren Erziehung nicht auf Selbstständigkeit ausgerichtet ist, werden durch informelle Schulkulturen eher verunsichert.

ZEIT: Auch sie müssen doch lernen, mit Offenheit und Unsicherheit umzugehen, um in der flexiblen Lebens- und Arbeitswelt zurechtzukommen.

Steinig: Um mit Regeln kreativ umgehen zu können, muss man sie erst einmal kennenlernen und einüben. Man kann beim Gitarrelernen auch nicht mit dem Improvisieren beginnen, sondern muss zunächst mit Mühe und Geduld Griffe üben.

ZEIT: Struktur als Hilfe für die Schwachen also?

Steinig: Um Kindern aus bildungsfernen Familien mehr Chancen zu ermöglichen, braucht es eine stärkere Orientierung durch verständliche Instruktionen. In unseren Studien zur Rechtschreibung haben wir festgestellt, dass sich die soziale Schere seit den siebziger Jahren weit geöffnet hat. Schüler aus bildungsfernen Milieus sind gegenüber ihren privilegierten Mitschülern deutlich zurückgefallen. Wenn Lehrkräfte im Unterricht nicht angemessener die Schwachen fördern, wird sich dieser Trend fortsetzen.